Erinnerungen an Ibsen.

Von **Peter Nansen.**

Die Kopenhagener Feier zum 70. Geburtstag des großen Dichters. — Die „Wildente" im Königlichen Theater. — Hinter den Kulissen der Feierlichkeiten.

Am 20. März 1898 vollendete der große Einsame sein siebzigstes Jahr. Und er begab sich auf die Tournee, um sich in den Hauptstädten des Nordens feiern zu lassen.

Das war etwas Unerwartetes und Ueberraschendes.

Er stand auf der Höhe seiner Weltberühmtheit und war noch kein Opfer der Greisenkrankheit geworden, die ihn die letzten fünf Jahre seines Lebens zu einem tragischen Wrack gemacht hatte.

Diese letzten langen fünf Jahre, wo er mit den verzweifelten Kräften eines Riesen einen halsstarrigen Kampf mit dem Tode kämpfte — der dennoch stärker als alles Leben ist — und wo er, um zu demonstrieren, daß er noch lebte, tagtäglich an das Eckfenster seines Arbeitszimmers in der Arbinsgasse postiert wurde, um sich seinen Landsleuten und den ausländischen Touristen zu zeigen.

John Gabriel Borkman war 1896 geschrieben worden. Die Ausgabe der gesammelten Werke wurde 1898 begonnen; aber erst ein Jahr später, 1899, kam der Epilog zu dem, was man eigentlich für abgeschlossen gehalten hatte: Wenn wir Toten erwachen.

Selbstverständlich rüstete sich Kopenhagens literarische Welt, um den großen seltenen Gast so glanzvoll wie nur möglich zu empfangen. Ibsen hatte versprochen, eine ganze Woche in Kopenhagen zu bleiben. Den Anfang sollte das Königliche Theater machen mit einer Festvorstellung. Den nächsten Tag großes Galadiner im Hotel d'Angleterre. Den dritten Tag Feier im Weiblichen Lesevereinen und im Studentenverein. Den vierten Tag Festvorstellung im Dagmar-Theater. Der fünfte Tag war Ruhetag. Den sechsten Tag Abschiedsdiner bei Ibsens skandinavischem Verleger, Etatsrat Hegel, auf dessen Landsitz Stovgaard. Ich glaube, die Reihenfolge stimmt. Aber das spielt ja an und für sich keine so große Rolle.

Für das große Fest im Hotel d'Angleterre wurde ein Festkomitee eingesetzt. Da man wußte, daß Ibsen nicht wünschte, von einer einzelnen Partei auf den Schild gehoben zu werden, und da es sich ja auch darum handelte, alle dafür zu gewinnen, wurde das Komitee aus Konservativen und Radikalen zusammengestellt. Aber schon das verursachte im Vorhinein gewisse Schwierigkeiten und bot Veranlassung zu verschiedenen Konflikten. Der verstorbene Direktor des Kunstindustriemuseums Pietro Krohn und ich repräsentierten wesentlich den radikalen Teil des Komitees.

Die erste Frage war: Wer sollte die Festrede halten?

Auf Georg Brandes hätte man sich sicher sogleich geeinigt — vermöge seines nahen literarischen Freundschaftsverhältnisses zu Ibsen. Allein Georg Brandes war damals nicht in Kopenhagen. Krohn und ich schlugen Edvard Brandes, unseren berühmtesten Dramaturgen, vor. Allein Edvard Brandes war damals ebenso verhaßt, wie er später populär wurde, und der Vorschlag wurde sofort verworfen. Das fehlte noch — Edvard Brandes als Festredner hieß die ganze Feier den Radikalen ausliefern!

Man nannte Professor Höffding. Wir waren alle einverstanden. Allein Höffding bedauerte sehr: Er hatte bereits dem Studentenverein versprochen, dort die Festrede zu halten, und zwei Reden — nein, das war ihm zuviel.

Zuletzt entschlossen wir uns für Professor Kromann. Der Himmel weiß, warum es durchaus ein Professor der Philosophie sein mußte! Und nach umgehenem Ueberlegen und Bedenken willigte Kromann, dem derlei repräsentative Aufgaben ziemlich fremd waren, endlich ein.

Gott sei Dank, das war also überstanden.

Als Redner No. 2 für eine etwas weniger feierliche Rede wurde unter allgemeiner Zustimmung der damalige Direktor des königlichen Theaters, Professor Peter Hansen, ein alter Bekannter von Ibsen, ausersehen. Nun aber wurden Pietro Krohn und ich von einem heiligen radikalen Feuer erfaßt: Ibsen war doch der große revolutionierende Dichter — es wäre doch zu absurd gewesen, wenn nicht wenigstens ein Vertreter der modernen Literatur das Wort ergreifen sollte, um ihm zu huldigen. Wir setzten es richtig durch, daß Sophus Schandorph aufgefordert wurde, Ibsen als Redner No. 3 zu feiern! Ach Gott, wir hatten nicht damit gerechnet, daß der liebenswürdige Schandorph nur selten in der Verfassung war, stilvolle Feste zu feiern!

Die zweite Frage, welche große Schwierigkeiten verursachte, war, was die Teilnahme an dem Feste kosten sollte. Sollte es leicht zugänglich werden für jedermann oder sollte es exklusiv sein? Mehr als ungefähr 250 Gäste konnte der größte Saal des Hotels nicht plazieren. Veranstaltete man die Sache billig, liefen zu viele Vormerkungen ein, und manche repräsentative Persönlichkeiten, die man Ibsens wegen gern dabei gesehen hätte, konnten dadurch keine Berücksichtigung mehr finden. Außerdem sollte es doch ein Fest werden, das man weitaus glänzender planle als die üblichen Jubiläums-Diner.

Dennoch geschah es nicht ohne Bedenken, daß wir das Kuvert mit 25 Kronen festsetzten. 25 Kronen! Das war damals etwas geradezu Unerhörtes und entsprach mindestens der doppelten Summe von heute. Und nun dort, wo es sich um Mann und Frau handelte! Es blieb ja nicht allein bei dem Kuvert. Der Wagen hin und zurück mußte doch auch gerechnet werden, und selbstredend brauchte die Gattin eine neue Toilette zu einer solchen außerordentlichen Feier. Ein wilder Aufruhr tobte gegen die 25 Kronen und gipfelte unter anderm in dem sehr bedauerlichen Resultat, daß die größte Ibsen-Schauspielerin des königlichen Theaters, Frau Betty Hennings, schlankweg absagte. Sie und ihr Mann, der damals gerade stark religiöse Tendenzen hatte, erklärten, es wäre eine Sünde, so viel Geld für ein Diner auszugeben. Professor Hansen versuchte sie umzustimmen, allein sie blieben unerschütterlich, und es lag unleugbar ein Mißton darin, daß die Darstellerin von Nora, Hedvig und vieler anderer weiblicher Gestalten des großen Dichters durch ihre Abwesenheit glänzte.

Henrik Ibsen.

Sonst indes fehlte es nicht an Zudrang, selbst von armen jungen Schriftstellern, die ja glücklicherweise immer die Mittel zu leichtsinnigen Freuden finden.

Ibsen sollte im Hotel d'Angleterre als Gast des Etatsrats Hegel wohnen, und der Direktor des Hotels, der sehr beliebte tüchtige Deutsche Albert Heene, hatte sofort die Bedeutung der Situation erkannt.

Er stellte die Fürstenzimmer der Beletage zur Verfügung, schaffte eine neue norwegische Flagge an, die über dem Hotel wehen sollte, solange Ibsen dort wohnte, und versprach, für das Diner das Feuerste und Beste zu liefern, was die Jahreszeit mit Hilfe des Auslandes bieten konnte: Echte Schildkröten, junge Hamburger Enten, frischen Stangenspargel aus Italien usw. Es war ihm ganz gleichgültig, ob das Hotel auf seine Kosten kam oder nicht, Hauptsache, daß alles Tip-Top war. Man bedenke, daß man damals in Kopenhagen noch lange nicht so verwöhnt war wie heute und von Primeurs wenig wußte.

Holger Drachmann übernahm es, die Kantate zu schreiben, Fini Henriquez komponierte die Musik dazu. Die Rezitationen übernahmen der größte Ibsen-Schauspieler des königlichen Theaters, Emil Poulsen, und, da Frau Hennings uns im Stich gelassen hatte, die stattliche Frau Eckard. Zum Schluß modellierte Stephan Sinding eine symbolische Statuette, von der für jedes Kuvert ein Abguß hergestellt wurde, die eine kostbare Erinnerung für jeden Festteilnehmer bilden sollte. Eine Girlande feiner grüner Blätter verband die sämtlichen Statuetten miteinander und war zugleich der einzige Tafelschmuck.

Das große Diner war somit arrangiert, und alles deutete darauf hin, daß es wirklich glanzvoll werden sollte.

Inzwischen wurde Ibsens Ankunft auf andere Weise vorbereitet. Vor allem setzte man mächtige Kräfte in Bewegung, um dem berühmten Dichter das Großkreuz des Danebrog zu verschaffen. Das Ritterkreuz besaß er schon seit undenklicher Zeit, und da zwischen diesem und dem Großkreuz noch zwei Auszeichnungen liegen, hatte es seine Schwierigkeit, das Großkreuz zu erlangen. Allein es glückte. Der damalige Kultusminister, Bischof Sthyr, war ein Jugendfreund von Ibsen und der Genosse einer seiner italienischen Reisen gewesen. Seiner Freundschaft zuliebe machte Sthyr einen dicken Strich durch jedes geistliche Aergernis, das er seiner Bischofswürde gegenüber dem Dichter der „Gespenster" schuldig war, und setzte das Großkreuz durch. Dieses erfreuliche Resultat erfuhren nur wenige Intime an demselben Tag, an dem Ibsen in Begleitung des norwegischen Redakteurs Niels Vogt sich auf der Fahrt von Christiania nach Kopenhagen befand. Die telegraphische Mitteilung von der Auszeichnung erreichte Redakteur Vogt in Gotenburg, damit er den reisemüden alten Dichter bis zu seiner Ankunft in froher Stimmung erhalten konnte.

Man hat Ibsen seine Freude an den Orden, die er nach und nach bekam, zuweilen verübelt. Ich, der die doktrinäre, radikale Verneinung aller Titel und Orden überhaupt nicht teile, glaube Ibsen darin besser verstanden zu haben. Der Verkehrte, von der gesamten Bourgeoisie Verhaßte und Angegriffene, empfand es als eine Genugtuung, als einen Triumph seiner Dichtung, daß Könige, Fürsten und die ganze offizielle Gesellschaft — ohne daß er seine Anschauungen und seine Dichtung auch nur um ein Jota veränderte — sich schließlich seinem Genie beugten und ihm die Ehrenbezeigungen erwiesen, die vor ihm noch kein nordischer Dichter empfangen hatte, geschweige denn ein Dichter, der sein Leben lang im Gegensatz zu einer Richtung stand, die der Staat sonst zu ehren und auszuzeichnen pflegt. Eines jedoch ist sicher: Ibsens Freude an dieser Art Gesellschaftsglitter äußerte sich bisweilen auf etwas kindliche Weise. Und dennoch lag etwas Rührendes darin: wenn er mit seinem Großkreuz angetan vor dem Spiegel stand, gedachte er der Tage seiner Demütigung und Erniedrigung, und dachte voll Stolz daran, wie weit es der kleine Apothekergehilfe von dazumal gebracht hatte. Freudestrahlend kam Ibsen an jenem denkwürdigen 31. März nach Kopenhagen, offiziell nur empfangen von Pietro Krohn und Etatsrat Hegel, die ihn in seine Prachtzimmer ins Hotel d'Angleterre führten. Dort stand das Etui mit dem Großkreuz. Hegel reichte es ihm. Zitternd vor froher Erwartung, obgleich er ja ahnte, was es enthielt, öffnete es Ibsen. Entzückt und lange betrachtete er es, wie es silber- und diamantenglänzend auf dem feinen Samtgrund vor ihm lag. „Wie schön," sagte er, „wirklich, das ist eine große Ehre. Seit Oehlenschläger hat kein nordischer Dichter eine solche dänische Auszeichnung bekommen!"

Er ließ das Etui weiter gehen, damit auch die beiden anderen Herren die Schönheit des Ordens bewundern sollten. Als er es jedoch wieder in der Hand hielt und das Kreuz herausnehmen wollte, verdüsterte sich sein Gesicht:

„Was ist das?" fragte er, und seine Hand bebte, als er einen ganz gewöhnlichen Kotillonorden emporhob, „das ist ja gar kein Orden, das ist ja Papiermaché!"

Hegel und Krohn, die mir die Geschichte erzählt hatten, sagten, daß auch sie im ersten Moment ganz starr gewesen waren. Keiner von ihnen war mit den Gepflogenheiten der Ordenskapitel so vertraut, daß sie wußten, daß die hohen und teuren Orden immer nur als Attrappen geschickt werden und der Empfänger den wirklichen Orden selbst bezahlen muß. Zu denken, daß man sie zum besten gehalten hatte, daß das Ganze ein übermütiger dreister Karnevalsscherz sein konnte! Sogleich aber faßten sie sich. Sie hatten ja die Mitteilung von Ibsens Auszeichnung aus den verläßlichsten Quellen, und sie beeilten sich daher, Ibsen zu versichern, daß das nichts auf sich hätte: den richtigen Orden würde Hegel schon morgen vormittag liefern.

Einigermaßen beschwichtigt ging Ibsen zu Bett. Und sogleich am nächsten Morgen vergewisserte sich Hegel, daß es sich um kein Mißverständnis handelte, daß Ibsen sich aber das echte Kreuz selbst kaufen müßte. Vergnügt eilte Hegel zum Hofjuwelier, erstand ein Großkreuz und sandte es Ibsen. Als Hegel jedoch einige Stunden später den Dichter im Hotel aufsuchte, saß Ibsen ganz verwirrt mit zwei echten Großkreuzen vor sich: das eine, das Hegel ihm gekauft hatte, und das andere ein Geschenk des alten Königs Christian IX., der es ihm als eine ganz besondere Aufmerksamkeit durch einen Kammerherrn geschickt hatte.

„Gestern," sagte Ibsen, „hatte ich nur einen Papierorden und heute habe ich zwei echte — was mache ich mit zwei Großkreuzen?" Hegel tröstete ihn und sagte, daß er das schon ordnen würde. Er trug das gekaufte Großkreuz zurück zum Hofjuwelier, der ihn lachend empfing: „Ich habe Ihr Kommen erwartet. Ich wußte, daß der König Ibsen persönlich das Kreuz verehren wollte; da es aber eine Ueberraschung sein sollte, durfte ich nichts sagen."

II.

An demselben Abend war die Festvorstellung im königlichen Theater. Eigentlich entzückt war Ibsen nicht über das, was seiner harrte. Denn das Theater war auf nichts anderes verfallen als auf die „Wildente", die sie ihm in früheren Jahren bereits zweimal aufgetischt hatte — noch dazu in haargenau derselben Besetzung. Den Reiz der Neuheit bot diese Aufführung somit nicht. Und außerdem war es zweifelhaft, ob sie mit den Jahren besser geworden war. Jedenfalls war Frau Hennings, deren Hedwig ursprünglich ein Meisterwerk seiner, zarter Jungmädchenhaftigkeit gewesen war, allmählich für diese Rolle reichlich alt geworden.

Gleichviel. Die Huldigung war diesmal ja bedeutend pompöser. Selbstredend war das Theater zu doppelten Preisen ausverkauft. In der königlichen Loge saßen der König, die Königin, die Kaiserin von Rußland, die Prinzessin von Wales und so viele andere fürstliche Persönlichkeiten, wie sich nur Platz bot. Gerade gegenüber in der Hofdamenloge thronte Ibsen mit seinem Großkreuz in einsamer Majestät.

Aeußerlich sah alles sehr festlich aus. Allein hinter den Kulissen spielten sich bewegte Szenen ab. In einer Pause stieß ich auf den Direktor, Professor Hansen. Aufgeregt rief er mir zu: „Sie und Ihre Frau" — meine Frau war damals am königlichen Theater — müssen mir den Gefallen tun und sogleich nach der Aufführung ins Foyer kommen, um Ibsen vorgestellt zu werden!"

Ich wandte ein, daß wir beide Ibsen ja bereits begrüßt hätten. „Kommen Sie trotzdem! Wir riskieren einen kompletten Skandal! Sie wissen, daß Künstler und Studenten nach der Vorstellung Ibsen einen Fackelzug bringen werden. Nun hat das Theater durch eine Ankündigung im Schauspielerfoyer die Schauspieler noch vor dem Fackelzug zur Vorstellung beordert. Die sind aber — der Himmel weiß warum — alle beleidigt und erklären, sich dazu nicht kommandieren zu lassen. Wir müssen darauf vorbereitet sein, daß von den ersten Kräften niemand kommen wird."

Ich gelobte unser Erscheinen. Gleichzeitig jedoch benützte ich die Gelegenheit zu einer Bemerkung, daß Ibsen in seiner vornehmen Einsamkeit nicht allzu animiert aussähe. Ob es nicht vielleicht löblich wäre, wenn das königliche Theater dem alten Herrn in der nächsten Pause eine kleine Erfrischung servieren ließe?

Allein Peter Hansen war viel zu erfüllt von seiner Palastrevolution und einer, wie er sagte, weit größeren Kalamität, um an Erfrischungen zu denken. Herrgott, die zwei Stunden konnte Ibsen es in seiner Loge wohl noch aushalten, ohne etwas zu essen!

So saß Ibsen denn auch unverwandt die Vorstellung ab — sehr angeregt sah er dabei nicht aus. Als der Vorhang zum letztenmal fiel und das ganze Publikum, die königlichen und kaiserlichen Herrschaften an der Spitze, sich erhoben und ihm applaudierten, verneigte er sich artig und freundlich, wobei die vielen Orden auf seiner feinen Hemdbrust klirrten. Allein die Bänder saßen verkehrt und waren über den Kragen heraufgerutscht — man sah, daß ihm ein Kammerdiener fehlte. Meine Frau und ich liefen hinauf ins Foyer, und dort vollzog sich eine gelungene Kur. Wie vorauszusehen, waren die ersten Kräfte ausgeblieben, und außer meiner Frau waren nur ein paar Sänger und einige Balletteusen anwesend. Peter Hansen jedoch rettete kaltblütig die Situation:

„Lieber Ibsen, darf ich dir" — eine verlegene kleine Balletteuse wurde vorgeschubst — Fräulein N. N. vorstellen, ein vielversprechendes Talent, eine unserer allerbegabtesten . . ." Und in dem Ton ging es weiter.

Ibsen hörte kaum die Namen, wußte überhaupt nur ungenügend Bescheid. Er drückte jedem einzelnen die Hand und sagte, daß er sich sehr freue.

Zum Glück erfuhr diese etwas komische Präsentation eine natürliche Unterbrechung. Draußen auf dem mächtigen Kongens Nytorv war es schwarz von Menschen, und plötzlich hieß es: „Der Fackelzug — sie kommen!" Damit begann ein neuer Akt der Festlichkeiten. Ibsen trat an die Balustrade der Loggia und grüßte mit entblößtem Haupt die Feuerschlange, die sich durch das schwarze Menschenmeer auf das Theater zu bewegte. Ein Künstler trat aus dem Zug und hielt eine Ansprache, die in dem Lärm verhallte, und Ibsen erwiderte mit einigen Worten, die selbst wir, die wir dicht neben ihm standen, nicht hören konnten. Darauf beeilten meine Frau und ich, uns hinüber in das Café des Hotel d'Angleterre zu begeben und Abendbrot zu essen. Es war nicht leicht, durch das Gedränge zu kommen, aber es gelang. Dicht beim Eingang liefen wir geradeswegs Alexander Kielland in die Arme, der sich beizeiten einen Tisch gesichert hatte und uns nun einlud, bei ihm Platz zu nehmen. Kaum hatten wir etwas Speise und Trank bestellt, erhob sich draußen auf dem Platze ein infernalisches Geheul. Wir hörten wilde Schreie, Hochrufe auf Ibsen, darunter das Gekreisch von Weibern, die Gefahr liefen, niedergetreten zu werden. Plötzlich sprang die Eingangstür auf, und wie aus der Pistole geschossen flog Ibsen in das Lokal, ganz betäubt, mit offenem Ueberrock, den Hut tief im Nacken, abgerissenen Ordensbändern, hinter ihm Peter Hansen und seine Frau, während eine dichtgedrängte Menge fanatischer Männer und Frauen, begeisterter junger Leute und halbbetrunkener Rowdies, für die das Ganze nur Jux war, draußen tobten.

Die Kellner eilten herbei, drückten mit Mühe und Not die Türen zu und drehten die Schlüssel um.

Da stand Ibsen noch ganz verwirrt von seiner durchaus nicht erbaulichen Promenade durch den Janhagel. Gepufft, gestoßen, begafft, die Ohren voll von wildem Geschrei. Daß der unbeholfene alte Mann überhaupt mit heiler Haut hindurch gekommen war, war ein Wunder. Kielland war rasend. Er war vielleicht kein exaltierter Bewunderer von Ibsen. Allein mit seinem Gefühl für Feinheit und Etikette fand er es mit Recht ganz unverzeihlich, daß das königliche Theater für keinen Wagen gesorgt hatte, um Ibsen ins Hotel zurückzubringen. Man muß des königlichen Theaters ererbten Mangel an Stil kennen, um diesen Verstoß zu entschuldigen. Auf Kiellands unbeherrschte Vorwürfe antwortete Peter Hansen mit ungestörtem Phlegma: „Lieber Gott, die paar Schritte konnte er doch zu Fuß gehen. Wir hatten doch keine Ahnung, daß ein solcher Radau würde."

Nun, zum Glück war Ibsen jetzt im Hafen. Und in das Café durfte niemand mehr herein.

Inzwischen vergaß Peter Hansen Ibsen vollständig. Das, was sich außer der Rebellion gegen die Vorstellung im Foyer noch ereignet hatte, war, daß Karl Mantzius, einer der bedeutendsten Schauspieler des königlichen Theaters, gerade heute aus geringfügigem Grunde sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte. Ibsen und das Ibsen-Fest waren für Peter Hansen versunken — ihn erfüllte ausschließlich die innere Katastrophe seines Theaters. Und während er meine Frau von der Sache unterhielt, stand Ibsen verlassen und immer noch ganz benommen in einer Ecke des Cafés.

Ich hatte gerade noch Zeit, die Frage einzuschieben, ob für Ibsen ein Souper bestellt wäre. Nein, das allerdings nicht — man bekäme hier doch jederzeit irgend etwas.

Kielland barst geradezu vor Wut. „Wie dänisch das ist," sagte er, „wie echt dänisch! Da hat das königliche Theater den berühmtesten nordischen Dichter zu Gast und spendiert ihm nicht einmal einen Wagen, um ihn nach Hause zu fahren. Eine Goldkarosse mit vier weißen Hengsten hätte ihn über den Platz bringen müssen und der Theaterintendant darin als dienstuender Kavalier! Ein köstlich gedeckter Abendbrottisch hätte für ihn bereit sein müssen, statt dessen muß der alte Mann sich zu Fuß durch den Mob hindurch kämpfen, und niemand denkt auch nur daran, daß er vielleicht hungrig und durstig ist!"

Ich ging zu Ibsen und brachte ihn an einem Tisch unter.

„Möchten Sie nicht speisen?" fragte ich ihn.

Ja, das wollte er allerdings gern.

Resolut unterbrach ich Professor Hansens interessantes Kulissengespräch mit meiner Frau: „Ibsen möchte essen."

„Willst du essen?" fragte Hansen, leicht hingeworfen.

„Ja — vielen Dank."

„Kellner!" rief der Herr Direktor des königlichen Theaters, „die Butterbrotkarte! Schön — danke. Schreibe selbst auf, was du willst. Braten, Schlackwurst, Lachs — bitte. Willst du vielleicht auch etwas zu trinken?"

„Ja — vielen Dank."

„Kellner! Ein Bier vom Faß für Doktor Ibsen! Möchtest du vielleicht auch einen Schnaps?"

Ja, auch den wollte der Ehrengast recht gern.

So bekam Ibsen endlich seine drei Butterbrote, sein Glas Bier und seinen Schnaps, während Peter Hansen die Unterhaltung über die Kündigung und die Revolte fortsetzte.

Ich erzähle das nicht, um Peter Hansen, den ich sehr schätzte und der ein in vieler Hinsicht hochbegabter, liebenswürdiger Mensch war, etwas Böses nachzusagen. Allein er hatte, im Gegensatz zum Beispiel zu den Schweden, kein Gefühl für korrekte Formen, sondern benahm sich wie ein burschikoser Student. Weder ihm noch dem sonst ungeheuer zeremoniellen Intendanten Graf Danneskold-Samsöe war es eingefallen, daß das königliche Theater seinem Ehrengaste gegenüber noch andere Verpflichtungen hatte, als ihn einer nicht sonderlich spannenden Aufführung der „Wildente" von der Hofdamenloge aus beiwohnen zu lassen. Den nächsten Tag war ja das große Diner — das genügte.

Kielland schäumte immer noch vor Entrüstung, und ich hatte Mühe, ihn an einem Skandal zu verhindern.

Bescheiden saß Ibsen an einer Ecke des Tisches hinter seinem Butterbrotteller. Viel sagte er nicht.

Unterdessen tobte die Menge draußen auf dem Platz, und an den Fenstern, die unserem Tisch zunächst waren, sah man plattgedrückte Nasen.

Unaufhörlich wurde nach Ibsen gerufen.

Ich wandte mich an Hansen: Ob es nicht nötig ist, daß Ibsen sich dem Publikum zeigt? Eher gehen die Leute nicht weg."

„Ach, Unsinn," sagte Hansen, „lassen Sie sie schreien, was soll uns der Humbug?" Und er redete weiter von Manzius' Kündigung.

Nach einer Beratung mit Kielland sagte ich zu Ibsen: „Ich glaube, Sie sollten auf Ihren Balkon hinaufgehen und sich den Leuten zeigen. Man will Sie sehen — wären Sie dazu bereit?"

„Ja, sehr gern," antwortete Ibsen. So unbemerkt wie möglich führte ich ihn aus dem Lokal. Draußen an der Tür wartete mein Freund Heene, der bereits den ganzen Abend auf das gefaßt war, was nun kommen sollte.

„Herr Doktor," sagte er, „erlauben Sie, daß ich das ordne . . ." Wir standen vor der Tür zu Ibsens Gemächern und Heene rief vier Kellner.

„Jetzt, Herr Doktor, gestatten Sie, daß ich Sie durch den Salon auf den Balkon führe."

Ibsen überließ sich willenlos Heene. Er stand völlig unsichtbar, da das Zimmer hinter ihm im Dunkel lag.

„Und jetzt, Herr Doktor, bleiben Sie ruhig so stehen, während ich mich zurückziehe, und wenn ich drei! sage, treten Sie vor und grüßen Sie!"

Inzwischen standen die vier Kellner, jeder an einem Lichtkontakt. Herr Heene stellte sich wie ein Feldherr in den Hintergrund des Zimmers, und zählte: „Eins — zwei — drei!" In demselben Augenblick drehten die Kellner die Lichter auf — der Salon und der Balkon leuchteten in strahlender Helligkeit. Ibsen trat einen Schritt vor und entblößte das Haupt.

Ein Sturm von Hochrufen und Händeklatschen brach los.

„Auslöschen!" befahl Herr Heene. „Und nun noch einmal: Eins — zwei — drei!"

Ibsen in bengalischer Beleuchtung.

Ein neuer Orkan von Begeisterung.

„So, das genügt, glaube ich," sagte Heene, „nun haben die Leute, was sie wollten. Jetzt werden sie wohl nach Hause gehen."

Noch einige Minuten dauerte draußen der Lärm. Als man jedoch merkte, daß die Vorstellung unwiderruflich zu Ende war, zerstreuten sich die Scharen.

Allein die Ovation hatte Ibsen Spaß gemacht. Sichtlich erheitert trat er ins Zimmer zurück. Bald darauf ging er zu Bett.

Der erste Festtag war vorüber.

(Schluß folgt.)

Der Glaube an den Frieden.

Von **Friedrich Alexander,** Zürich.

Der Glaube an den Frieden, von dem ich reden will, gründet sich nicht auf politische Ereignisse und Zusammenhänge, nicht auf kriegerische Erfolge oder Mißerfolge. Es handelt sich da wirklich nur um Glauben, um etwas Innerlich-Geistiges. Ich möchte nicht prophezeien, auf Grund dieser oder jener Tatsachen muß bald oder später der Friede kommen. Es wird wohl so sein, daß der Friede kaum der Einsicht der Staatsmänner und Heerführer entspringen wird. Die Not der Völker erzwingt ihn. Ich denke nicht an den Frieden, der diesem Kriege folgen wird, sondern an den, dem wir aus dem bängsten Dunkel der Gegenwart heraus als einem neuen Morgenrot entgegenträumen und uns entgegensehnen. Wann wird dieses Morgenrot in leuchtender Verheißung anbrechen? Wer vermag das zu sagen?

Es muß unsern leidenschaftlich-kühnen Friedensaposteln entgegengehalten werden, daß es ihnen sehr oft an geschichtlichem Sinn fehlt. Sie haben kein richtiges Zeitbewußtsein. Sie glauben, erzwingen zukönnen und zu sollen in überstürztem Drängen, was werden und wachsen muß in Zeiträumen, deren Dauer nicht von Menschen festgesetzt werden kann. Wer die Geschichte — auch eines Einzelgebietes — kennt, weiß, daß sie — und was ist sie anderes als Werden, Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur? — sich Jahrhunderte Zeit läßt. Sie ist viel geduldiger als wir. Man mag da wohl hinweisen auf viele rasche und bleibende Fortschritte in Wissenschaft und Technik, auf die sogenannten großen Sprünge der Entwicklung. Aber ist das das Wesen der Kultur? Kultur ist, im tiefsten und edelsten Sinne verstanden: das Herausarbeiten eines höhern Menschentums. Wie sehr dabei bedeutende wissenschaftliche und technische Erfolge unbeteiligt sein können, wissen wir nunmehr aus eigener schmerzlicher Erfahrung.

Unter dem Eindruck des diesjährigen Reformationsjubiläums darf ich wohl als erhärtendes Beispiel die Reformation anführen. Sie war eine Kulturtat, sie war die Befreiung vom Joch der gebundenen Unpersönlichkeit, das über dem Mittelalter lastete. Aber was damals eine Schar von Geisteshelden als Licht auf den Leuchter stellte, ist nicht überall hin- und durchgedrungen, auch innerhalb der protestantischen Welt nicht. Es muß sich noch in lange Zukunft hinein Bahn brechen, muß noch auf weiten Wegen so unendlich viel Blindheit, Gebundenheit, Knechtschaft, die oft gerade von vielen neuzeitlichen Erfolgen heraufbeschworen wurden, in den Grund brechen. Es braucht noch ein großes Maß von Zeit, von Kämpfen und Leiden, bis endlich die Persönlichkeit, bis endlich die Seele des Menschen frei geworden ist. Einzelne können in kühnem Gedankenflug und in heroischer Tat Jahrhunderte überschreiten und vorauseilen. Aber sie müssen lange, lange warten, bis die Zeiten der Ernte kommen. Solches muß sich wahrhaftiges Denken immer sagen, und so müssen sich auch die Gedanken und Hoffnungen um den Frieden daraufhin einstellen. Die Hoffnung, die uns jetzt über alles geht, erfüllt sich nicht von heute auf morgen.

Der Wert der praktischen Arbeit am erwarteten, allgemeinen Völkerfrieden, an einem neuen friedlichen Neben- und Miteinanderleben und -schaffen der Völker, ist nicht zu verkennen. Alle diese Bestrebungen, Bemühungen und Opfer, alle diese Studien und Kongresse sind dankbar zu begrüßen. Sie bringen Klärung und vertiefen die Erkenntnis dessen, was nötig ist. Aber — sie bringen den Frieden nicht. Da ist es im großen wie im kleinen. Nicht was du tust, welche Erfolge du hast, welche Anerkennung du erntest, nicht darauf kommt es an. Sondern was du bist, das ist die Hauptsache. Darin muß das Eigentliche deiner Wirkung und Geltung liegen.

Im großen: Nicht was wir unternehmen und tun für den Frieden, kann den Frieden bringen. Der Friede kommt allein, wenn wir an ihn glauben, wenn wir ihm innerlich mit unsern Anschauungen und Hoffnungen als etwas Notwendigem und Selbstverständlichem entgegenleben. Er quillt aus tiefsten, verborgenen Quellen. Da muß die Arbeit einsetzen auf breitester Linie, in der Politik, in der Presse, im Heer, in der Schule. Wir müssen fähig werden, die Mittel von den Zwecken zu unterscheiden. Aller nationale Aufstieg, auf welchen äußerlichen und innerlichen Gebieten er erfolgen mag, ist Mittel zum Zweck, daß allüberall das Menschliche frei werde. Der Mensch hat keine andere Daseinsbestimmung, als Mensch zu werden und zu sein, zu sein das, was er ist. Wir werden nie frei werden, wenn dieses allein Wesentliche nicht sieghaft in uns aufleuchtet und durchbricht. Sonst werden wir ewig an Ketten der Knechtschaft zu schleppen haben; der Fluch der Unwahrheit, des Irrtums wird uns ewig treffen. Der Friede wird nie kommen. Nur wenn der Gedanke an den Menschen Gestalt und Macht gewinnt, nur wenn der Glaube an die Befreiung und Erhebung des Menschlichen als an das allein Hauptsächliche in den Vordergrund tritt, dann springen und sprudeln die Quellen der Wahrheit, der Brüderlichkeit, der Versöhnlichkeit. Dann bauen sich Brücken von Land zu Land, von Mensch zu Mensch. Dann erst kündet das neue Morgenrot sich an.

Und liegen nun nicht da für alle geistigen und politischen Führer der Völker herrliche Aufgaben bereit? Finden sich nicht da tausend und abertausend Gelegenheiten, wo das Leben wieder zur Freude wird? Muß so nicht jene fürchterliche Lähmung des Willens schwinden, daß ja doch alle Arbeit nur bestimmt sei, Menschen zu vernichten? Steht so nicht das Leben in verheißender Fülle und lockender Schönheit vor uns? Arbeiten wir doch daran, neue Menschen zu werden, die nur das eine kennen und wollen, Menschen zu sein, Menschen im Sinne schönster Ahnungen und seligster Träume, frei für höchste Gedanken und edelste Ziele.

Ist diese Wahrheit so neu? Vor bald drei Jahrtausenden hat Laotse, der bedeutendste Weise Chinas, seinem Volke gesagt: Nicht Reformen, nicht Gesetze machen es und nicht die Eile, die Geschäftigkeit und Betriebsamkeit. Allein daher kommt das Gute und damit das Heil für die Völker, daß ihr Menschen seid, die mit den Urquellen des Guten, die hinter allem rauschen, in Verbindung stehen.

Und wenn jetzt auch unüberwindliche Schranken zwischen den Menschen, zwischen Klassen und Völkern aufgerichtet scheinen, das Menschliche wird siegen, wenn es uns die Hauptsache wird. Es ist ja so viel Sehnsucht danach und auch so viel Fähigkeit in uns dafür vorhanden. Kürzlich las ich in dem Buch eines deutschen Theaterschriftstellers eine Reihe von Aufsätzen über ausländische Dichter und Schauspieler. Das Buch erschien 1899. Dieser Geist darin, der überall das menschlich und künstlerisch Bedeutende anerkennt, wird allerorts wieder erwachen.

Aus der Sehnsucht, aus der Anlage muß durch unsern Willen und unsere Arbeit ein heißer, leidenschaftlicher, unwiderstehlicher Glaube werden. Aus ihm erwächst die neue Zukunft. Was wir glauben, wird Wirklichkeit werden. Der kommende Friede, der große Völkerfriede steht und fällt mit unserm Glauben an ihn.

König und Logenschließer.

Für gewöhnlich ließ König Friedrich Wilhelm IV. bei den Separat-Vorstellungen in Potsdam nur Lustspiele aufführen. Einst befahl der König jedoch die Aufführung eines Trauerspiels, das ein Gelehrter, der ihm von einflußreicher Seite sehr empfohlen worden war, geschrieben hatte. Das Stück war herzlich langweilig, und nur mit Mühe hielt der König drei Akte des fünfaktigen Trauerspiels aus. Der dritte Akt war noch nicht ganz zu Ende, als er sich erhob. Der damalige Generalintendant Botho v. Hülsen öffnete die Tür der Loge, um dem Könige das Geleit zu geben. Der Logenschließer, der hinter der Tür saß und nicht wissen konnte, daß die Herrschaften inmitten eines Aktes aufbrechen würden, war sanft und selig entschlummert, was sein ziemlich lautes Schnarchen unzweideutig verriet.

Hülsen wollte den Pflichtvergessenen wecken, doch der König winkte ab und sagte lächelnd: „Lassen Sie ihn nur, der Arme hat gewiß gehorcht."

— Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste. Wer uns also mitleidiger macht, macht uns besser und tugendhafter.